ten doch wieder hinauf. Sie wollten fliehen und konnten nicht. Sie ächzten und stöhnten. Sie gelobten Besserung und Dortchen und Anneken einen neuen Rock und ein buntes Tuch und Gehorsam und Liebe und Treue bis ans Ende.

Und siehe da: Sie hatten wohl eine Stunde gestanden und gezittert, der Schweiß war wie Schneeschmelze von ihren Leibern in das überraschte Bachbett der Oker geflossen: Da blinzelten sie zum tausendsten Male empor und schrien befreit! Denn da oben über den westlichen Wipfeln glühte nur noch eine Sonne.

Sie waren gerettet! Sie trotteten rüstig heimwärts und erzählten allen Menschen, was ihnen widerfahren war, von dem großen Wunder und von ihrem Gelübde. Und es wunderten sich alle, und wenn auch gerade keiner nach der Sonne gesehen hatte, so zweifelte doch niemand. Sondern sie bestaunten die begnadigten Sünder, machten einen großen Zug, begleiteten Christel und Radchen mit Geschwatze und schwingenden Armen zu Dortchen und Anneken und umstanden das Haus noch lange.

Der Chronist aber schnitt mit Sorgfalt eine neue Gänsefeder, tauchte sie in den schwarzen Saft und schrieb: „Am 12. des Monats August dieses Jahres 1733 wurden zwey Sonnen gesehen an dem Himmell undt sie stonden da mehr denn zween Stunden undt ward darumb ein groß verwundern im gantzen Lande."

Der unterbrochene Czardas

Skizze von Kurt Miethke.

Es regnet über Budapest.

Dichte Wassermengen platschen herunter, kein Mensch ist auf der Straße, nur Autos fahren manchmal eilig und schwarztriefend vorüber.

Aber doch, dort steht ein Mensch. Vor einem hell erleuchteten Speiselokal, an eine Scheibe hat er sein Ohr gepreßt, seine Kleider triefen vor Nässe.

Es ist ein alter Mann, sein Gesicht ist zusammengefallen, er sieht aus wie eine Mumie. Schmutzig ist der Alte und unrasiert; wenn es nicht so regnete, hätten ihn die Polizisten schon längst weggejagt. Was tut er hier? Will er betteln?

Nein, nur zuhören will er, weiter nichts. Drinnen im Speiselokal spielt nämlich eine Zigeunerkapelle die seltsamen, schluchzenden und singenden ungarischen Weisen, spielt sich den vornehmen Gästen des Lokals ins Ohr, macht ihnen die Austern, den Kaviar, die feurigen Weine noch verlockender.

Der Alte draußen lauscht aufmerksam und gierig auf jeden Bogenstrich, an manchen Stellen nickt er wie in wehmütiger Erinnerung mit dem Kopfe, und zuweilen summt er sogar mit. Jetzt, während gerade ein neuer Regenschauer klatschend in die Straße sprüht, fangen die drinnen ein neues Konzertstück an.

Das ist er! durchjubelt es den Alten, das ist er, mein Czardas, mein Lied. Man hat mein Werk noch nicht vergessen!

„Schneller, viel schneller, muß das gespielt werden!" sagt er laut. „Ach, ihr seid ja lahm da drinnen, könnt ja nichts! Feuriger muß das gehen, holla, holla — ach was, ich muß euch das zeigen!"

Der Alte läuft mit ein paar großen Schritten dem Eingang des Lokals zu, sein schäbiger Rock flattert grotesk durch den Regen. Er reißt die Tür auf, läuft an dem verdutzten Portier vorbei in den lichtüberfluteten Raum. Aufgeregt steht er da. Aus seinen Lumpen rinnt die schmutzige Brühe des Regenwassers. Fremd und unwirklich sieht er aus unter diesen gut gekleideten Damen und Herren, die nach feinen Wohlgerüchen duften und von edlen Steinen blitzen.

„Falsch", kreischt mit brüchiger Stimme der Alte, „falsch macht ihr das, ihr Hundesöhne!"

Einige Gäste beginnen zu lachen, andere, die in der Nähe des Eindringlings sitzen, sehen sich hilfeflehend nach dem Geschäftsführer um. Die Zigeunerkapelle hat ihr Spiel abgebrochen, der Primas starrt den alten Mann ein bißchen erstaunt, ein bißchen hochmütig und ein bißchen frogend an.

Schon kommen aber auch der Geschäftsführer und der Portier, fassen mit sichtlichem Widerwillen den Alten an und wollen ihn hinaus werfen. Da steht ein älterer Herr mit silberweißen Haaren auf, lächelt und sagt, so daß alle es hören können: „Lassen Sie, bitte, dieser Herr ist mein Gast!" Dann wendet er sich an den Kellner: „Ein Gedeck für ihn, und ein Glas."

Der Geschäftsführer verneigt sich vor dem weißhaarigen Herrn, denn dieser, ein weltberühmter Operettenkomponist, gehört zu seinen besten Kunden.

„Sprechen Sie!" wendet sich nun der freundliche Herr an den Alten. „Was ist denn so falsch gewesen?"

Ganz starr hat der Alte da gestanden und mit den Augen geblinzelt. Jetzt wacht er auf und sagt: „Was falsch ist, willst du wissen? Alles, mein Sohn, alles. Kein Feuer haben sie in ihrer Musik, die Hundesöhne. Mein Czardas ist es! Ich muß es wissen!"

„Wieso ist es Ihr Czardas?"

Alle Gäste horchen gespannt auf seine Antwort. „Weil ich ihn komponiert habe."

Ringsherum prusten die Gäste los, aber der Weißhaarige hebt die Hand, zum Schweigen auffordernd. „Aber ist denn Jan Horvath nicht tot?"

Dem Alten tropfen ein paar Tränen aus den rot umränderten Augen: „Tot? Ja, tot ist er in einem gewissen Sinne. Aber sein Körper irrt noch herum und hat Hunger. Sein Körper, das bin ich!"

Der Alte wühlt in seiner Tasche und holt eine goldene Uhr heraus: „Das ist alles, was noch übrig ist. Da hat Franz Joseph selbst noch hinein gravieren lassen: Für Jan Horvath, den großen Künstler, Franz Joseph, Imperator Rex."

Der Weißhaarige klappt den Uhrdeckel auf, liest die Gravierung und nickt. „Kommen Sie zu mir an den Tisch," sagt er leise, „Sie müssen mir alles erzählen."

Der Alte hat nicht hingehört, er geht nach dem Podium, nimmt dem Primas die Geige aus der Hand und sagt: „Hört zu, wie man den Czardas spielen muß!"

Kein Laut ist zu hören, als er den Bogen hebt. Der weißhaarige Herr steht mit traurigem Gesicht an seinem Tisch und sieht auf das zweite Gedeck, das der Kellner in der Zwischenzeit aufgelegt hat. Er ist traurig, denn er weiß, was kommen wird.

Der Alte hat angefangen zu spielen.

Resigniert setzt sich der Weißhaarige hin und lächelt bitter, denn der Alte dort oben auf dem Podium kratzt ganz fürchterlich. Wenn man nach zwanzig Jahren zum ersten Mal wieder eine Geige anfaßt, so kann man nicht spielen. Wenn man brennenden Hunger im Leibe hat, dann zittern die Hände.

Aber das Publikum weiß nichts davon, will nichts davon wissen. Es amüsiert sich königlich. Ueberall wiehert es und kichert es, und einer ruft: „Ein alter Geiger vergißt jeden Tag ein anderes Lied, so heißt ein magyarisches Sprichwort, du aber, alter Kerl, hast alles vergessen."

Der Alte hört es nicht, er weiß auch nicht, daß er falsch spielt, er weiß nur, daß er wieder einmal eine Geige in der Hand hat. Erst, als sie ihn mit Gewalt vom Podium entfernen, beginnt er zu begreifen.

„Ja, ja," nickt er da, „es wird schon so sein. Habe alles verlernt, und war doch einmal Meister. Vor Kaisern habe ich gespielt. Alles ist aus."

DieGäste empfinden seine Gegenwart als Sensation, überall wird ihm zugerufen: „Hierher kommen, stoß mal mit uns an, alter Strolch!"

Ein anderer macht eine ironische Verbeugung: „Darf ich den großen Künstler zu einem Glas Tokaier einladen?"

Der Alte beachtet sie nicht, er begreift gar nicht, was eigentlich los ist. In seinem Kopf wirbelt alles wild durcheinander, der Geruch der warmen Speisen hat ihn schwindlig gemacht. — Er grinst und taumelt hinaus in den Regen. Nicht weit ist das Mütterchen, nur zwei Minuten braucht er bis zum Mütterchen Donau zu gehen. Sogar seine goldene Uhr hat er vergessen, was braucht er die jetzt noch?

Achtzig Jahre ist er alt und der Hunger brennt in ihm. Und alles, alles hat er vergessen . . .

Zwei Tage später las man in der Zeitung: „Von der Donau angetrieben wurde die Leiche eines Greises. Personalien konnten bislang nicht ermittelt werden. Der körperliche Befund legt die Vermutung nahe, daß Selbstmord aus Nahrungssorgen vorliegt. Die Polizeiverwaltung bittet um zweckdienliche Angaben."

Das war alles, was die ungarische Presse über den einst gefeierten Komponisten Jan Horvath brachte . . .

Die eine zu Rheine

Skizze von Richard Euringer.

Als die Hessen in Rheine lagen, machten sie sich gute Tage. Buchweizen rührten sie nicht an, aber von den süßen Eierpfannkuchen konnten sie den Hals nicht vollkriegen. Deshalb sagt man dort heute noch von den Hessen, die so gern Pfannkuchen fr . . . ühstücken.

Daß der Quartierwirt seinen Foulmäulern täglich unter jeden Teller sieben Silbergroschen legen mußte, hat manchem schmerzlich weh getan; wenigstens wenn ihm die „Hessendeibel" für je einen fehlenden fünfundzwanzig hinten aufzählten.

Wenn sie aber in Ochtrup, Borghorst, in Emsdetten, oder wo sie eben einfielen, sich an jede Schürze hängten, die nicht rechtzeitig davonlief, fanden sie in Rheine nicht das richtige Vergnügen. Da hatten die Bürger vorgesorgt und das Frauvolk zurechtgeschustert, daß den unliebsamen Gästen Mund und Nase offen blieben! —

Heut noch erzählen die Hessen sich, nirgendwo auf weiter Welt gäb' es so sonderbare Schönheiten wie die guten Rheiner Damen dazumal in wüster Zeit.

Wochenlang und wochenlang haben die sich nicht gewaschen, nicht gestriegelt und gestrählt, sondern ihr Haar verfilzen lassen. Aber das war noch das mindeste. Junge Weibes haben sich wie die Mohren angezogen, mit ein paar verkumpten Flicken. Und die großgewachsenen haben wunderlich gehumpelt. Wenn eine besonders klug zu sein vermeinte, hat sie sich recht blöd gestellt, daß die Kriegsknechte bloß noch große Augen machten. Feine Hochmutsputzen haben sich mit Torf getreert und sind buckelig herumgestelzt, oder sie haben sich ausgestopft. Nach Parfüm hat keine gedustet, aber nach dem Swinestall.

Eine haben die Hessen gewaschen, aber die war von Natur zufällig noch schäbiger als in ihrer Maskerade. Da ist ihnen die Lust vergangen.

Die armen Leute haben ihren Spaß gehabt, daß die feinen Frauenzimmer auch einmal in Lumpen gingen. Und die häßlichen Mädchen sagten: „Kiek, ick bin so schön als die."

Wenn die Männer anfangs meinten, ihre verehrten Wirtes büßten auf diese Weise wenigstens die Putzsucht ab, hätten keine Kleidersorgen mehr, keinen Grund mehr, sich zu spiegeln und von Schneiderei zu labben, sahen sie sich schwer enttäuscht; mit derselben Eifersucht, wie sie sonst sich niedlich machten, setzten sie nun alles dran, sich recht gurstig zu staffieren, und der Spiegel und die liebe Nachbarin mußten jetzt erst vollends raten. Nie ist jemand geschnippelt worden und genähtelt und gefädelt wie derzeit im Städtchen Rheine. Wenn sich eine recht abscheulich angemalt und verschandelt hatte, lief sie mit dem gleichen Stolz zu Gevatterin und Base, um sich anstaunen zu lassen, wie vordem im schmucken Leibchen.

Es scheint eben, seufzten ihre Eheherren, die das Narrenspiel verdroß, daß die Wirtes so und so immer gute Gründe finden, sich zu drehen und zu wenden und mal an die Luft zu kommen. Ja, sie fürchteten im Ernst, daß im Schutz und Schmutz ihrer Maskeraden manche einem Hessendeibel aus der Hand fraß, die daheim die Hexe spielte.

Eine aber hat sich nicht schön, nicht häßlich gemacht, hat ihr Haar nicht verfilzen lassen, hat ihr Antlitz nicht vermalt, ist nicht verschlampt und nicht verludert, sondern blieb natürlich, so wie der Herrgott sie geschaffen. Sie hat sich fein sauber gewaschen mit frischem Brunn und die Augen klar gehalten. Sie ging aufrecht und hob den Kopf, weder hoffärtig noch ängstlich. Ihr Mann hat gedacht: „Was bist Du mir lieb!" und die Kinder haben zu ihr aufgeblickt und sie bestreichelt: „Liebe Mutter!" Und sie hat keinen Schaden genommen, keiner hat ihr was angetan.

Sondern sie haben sich alle geschämt ihrer ungeschlachten Sitten und der ganzen Schmutzerei.

Und genau wie diese eine ist das Frauvolk heute noch. Wenigstens im Städtchen Rheine.

Und auch sonstwo, hoff ich doch.

Ein Frechdachs.

Der Herr von Bardau ist nicht nur Besitzer prachtvoller Güter, sondern auch ein Autofahrer vor dem Herrn. Bei keiner Zuverlässigkeitsprüfung darf er fehlen, bei keiner Sternfahrt, bei keinem Bergremen, keinem Schnelligkeitswettbewerb. Ein halbes Dutzend Rekorde hat er inne; die jüngeren Klubkameraden nennen seinen Namen mit Ehrfurcht. Kürzlich hatte er ein paar der Herren zu Besuch auf seinem wunderschönen Jagdschloß E. Er führte sie durch alle Räume, zuletzt auch in die riesige Halle mit Hunderten von Jagdtrophäen, mit Geweihen aller Art. Und einer fragte ehrlich erstaunt: „Alle selbst überfahren, Herr von Bardau?"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Gantz, Altena.

DER ERZÄHLER
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 21 Samstag, 25. Mai 1929

Zerbrochene Flügel

Ein Fliegerschicksal, der Wirklichkeit nacherzählt von Georg Eschenbach.

Die Sonne brennt sengend auf die Wüste nieder, und über dem heißen Sand tanzt die flimmernde Luft. Ein Flugzeug kauert mit zerbrochenen Flügeln neben einem dürftigen Grasfleck, und in seinem Schatten liegen regungslos zwei Männer. Die Stille ist ohne Laut, ohne Hoffnung.

Da tönt hauchfeines Summen vom Horizont im Süden herüber. Es wächst zum Flügelschlag einer großen Fliege, zum Brummen einer kreisenden Hummel, zum dröhnenden Sang des Propellers, und ein Flieger steht über dem dürftigen, toten Grasfleck. Die Männer unter dem zerbrochenen Flügel liegen regungslos.

Das Flugzeug kreist in engen Schleifen über den Kameraden. Es kann nicht landen, denn der Wüstensand lauert. Tiefer und tiefer zwingt der Pilot die Maschine, er sieht die beiden Männer liegen; sie rühren sich nicht. Er beißt die Zähne zusammen, dann schreit er zu den beiden Kameraden hinunter und weiß doch, daß der Motor jeden Ruf übertönt. Sein Begleiter sieht seine Furcht und teilt sie. Doch er wirft den Sack mit den Wasserflaschen und den Lebensmitteln über Bord und verfolgt den Weg des tanzenden Fallschirms. Neben dem zerbrochenen Flügel landet der Sack. Die beiden Männer dort unten liegen regungslos.

Der Propeller summt sein Lied wieder stärker, und das Flugzeug mit den zerbrochenen Flügeln bleibt zurück. —

Zwei Tage später trifft die Rettungskolonne mit ihren beiden Raupenwagen ein. Die Männer im Schatten des Flügels liegen regungslos. Sie sind tot.

Neben dem Aelteren finden die Retter, die zu spät kamen, eine Pistole und einen Bleistift. Das Notizbuch fehlt. Da zeigt einer der Männer nach dem zerbrochenen Flügel. Auf der Bespannung stehen Worte, und sie erzählen die Tragödie der Flieger:

„In der Wüste, dreihundert Meilen nördlich von Alice Springs. Gestern, am 10. April, stiegen wir auf, um nach dem verschollenen Flugzeug zu suchen. Sein Pilot war einst mein Freund. Er wurde mein Feind, und doch sind wir noch Kameraden, und einem Kameraden muß ich helfen.

Wir suchen die Wüste zehn Stunden lang ab. Da setzt der Motor aus. Die lecke Benzinleitung zwingt mich zum Landen. Der Sand verschlingt die aufsetzenden Räder, und der Sturz zerbricht mir die Flügel, den Propeller. Da liegen wir in der Wüste, und bis zur nächsten Station sind es dreihundert Meilen. Ach was! Sie werden uns ja suchen. Ich muß mein Notizbuch in Alice Springs gelassen haben. Ich schreibe auf den Flügel. Er hängt ja zur Erde. —

12. April. Nun sind wir schon zwei Tage hier und haben noch keinen Helfer gesehen. Wir mußten die Lebensmittel und das Wasser angreifen, die für ihn, den anderen, bestimmt waren. Die erzwungene Ruhe drückt auf uns. Tagsüber liegen wir im Schatten der zerbrochenen Flügel, und nachts stehen wir am Feuer, das wir mit dürrem Gras und unserem Brennstoff nähren, wärmen uns und hoffen, der Schein möge die Retter zu uns führen. —

15. April. Fünf Tage sind vergangen, und noch haben wir kein Motorengeräusch gehört. Hoffen, Warten und Untätigkeit fressen an unseren Nerven. Einen Tag wollen wir noch warten. Kommt keine Hilfe, dann müssen wir Alice Springs zu Fuß erreichen. —

18. April. Verzweifelt, todmüde sind wir gestern zu unserem Flugzeug zurückgekommen. Sechs Meilen haben wir am ersten Tag unseres Fußmarsches zurückgelegt. Dann blieben wir liegen. Wir konnten nicht weiter. Bei jedem Schritt saugte der Sand unseren Fuß in sich hinein und wir mußten kämpfen, um uns zu befreien: „Umkehren! Umkehren!" Die Wüste läßt uns nicht frei, und wir müssen bei unserem Flugzeug auf die Retter warten oder . . . Ach was! Sie werden uns ja suchen! —

21. April. Unsere Lebensmittel gehen zur Neige. Das Wasser haben wir rationiert, einen Becher für jeden Tag. Die Untätigkeit ist grauenhaft. Robert ertrug sie nicht länger. Jetzt arbeitet er an den zerbrochenen Flügeln: „Vielleicht können wir sie flicken!" Ich weiß, daß er lügt und sich nur ablenken will, weil er den Wahnsinn fürchtet. Ich helfe ihm jetzt, und doch sind alle meine Gedanken nur bei unseren Rettern. —

Hurra! Der Retter! Als winziges Pünktchen tauchte er am Horizont auf und nun kreist er über der Wüste. Er muß uns bald finden. Ich fürchte, Robert verliert vor Freude den Verstand. —

22. April. Wir haben einen Tag lang betäubt gelegen und kein Wort gesprochen. Die Enttäuschung war zu schwer. Der Flieger hat uns nicht gesehen. Unbegreiflich! Er verschwand im Norden. Er mußte zurück kommen, denn dort drüben liegt keine Station mehr. Wir standen und warteten, bohrten die Augen in den Himmel hinein und glaubten jeden Augenblick das erlösende feine Summen zu hören. Stundenlang. Bis Robert irres Zeug zu reden begann und zusammen brach. Ich habe ihn unter den Flügel in den Schatten gelegt und einen kostbaren Becher Wasser geopfert, um seine glühenden, zersprungenen Lippen zu kühlen. Der Flieger muß verunglückt sein oder er hat einen anderen Rückweg eingeschlagen. — —

23. April. Jetzt weiß ich, warum uns der Flieger nicht sah. Ich bin in die Wüste hinaus gelaufen, damit Robert, der zeitweise wacht und mich in lichten Augenblicken beobachtet, nicht sah, wie ich vor Wut und Verzweiflung heulte. Da sah ich, daß unser Flugzeug gelbgrau im gelbgrauen Sand liegt. Der Kamerad konnte uns nicht entdecken. Keiner wird uns finden! Doch, sie müssen uns ja suchen! —

24. April. Immer klingt mir Propellersurren in den Ohren. Ich starre in den Himmel. Ueberall tanzen dunkle Punkte. Ist das der beginnende Wahnsinn? Ich schließe die Augen, will schlafen, vergessen. Da brüllt Robert neben mir: „Der Flieger!" Ich springe auf. Der Himmel ist leer. Roberts Augen starren gläsern. Schaum steht um seinen zerrissenen Mund Er ist tot!

26. April. Ich habe eben den letzten Tropfen Wasser getrunken. Ich habe vorgestern getobt, als ich Roberts tote Augen sah. Allen Menschen habe ich geflucht und ihm, meinem Freund, meinem Feind, meinem Kameraden, den ich retten wollte, am meisten. Er hat mir mein Mädchen gestohlen, und jetzt nimmt er mir noch mein Leben! Ja, mein Leben! Denn ich weiß, daß es für mich keine Rettung mehr gibt.

Doch gerade diese Gewißheit muß mich ruhig gemacht haben. Ich bin völlig gefaßt und weiß, was ich tun muß. Die Pistole ist geladen. Meine Hand zittert nicht.

Ich will doch noch warten.

Ich denke an mein Leben. Mit keinem Menschen war ich verfeindet, bis er mir das Mädchen nahm. Und doch war es sein gutes Recht, denn Mary sagte ihm, daß sie ihn mehr liebte als mich. Ich war verrückt, daß ich in meinem besten Freund einen Feind sah. Er ist auch heute noch mein Kamerad, und ich möchte, daß er es einst erfährt. Einst? Vielleicht lebt er nicht mehr! Doch. Er muß leben, denn sie würde sich um ihn grämen. Für mich wird niemand eine Träne haben. Dummes Zeug! Das Leben war doch schön. Verfluchter Gedanke, hier zu verfaulen, dreihundert Meilen vom nächsten Menschen, von ihr. Unsinn! Nun — — — Wortlos wenden sich die Männer. Einer bleibt stehen. Er nimmt die Mütze ab und sieht in das fahle, aufgedunsene Gesicht des Toten, das für ihn nichts Schreckliches hat: „Ich danke Dir für Deinen letzten Dienst, Kamerad!"

Die Blinden

Skizze von Heinz Liepmann.

Ich lernte vor einiger Zeit einen Herrn kennen, der im Krieg verschüttet wurde und durch die Reaktion seiner Nerven erblindete; es war dies einer jener Fälle, in denen kein organischer Fehler das Nichtfunktionieren der Nerven verursachte, sondern es lag an der unkontrollierbaren, feinen Apparatur des Gehirns, die für den Mann alles, die Welt und den Tag, verlöschen ließ; das war zuerst sehr schlimm für ihn. In irgend einem Blindenheim, knapp in der Heimat, traf er eine gleichfalls erblindete Frau, und ihr plötzlicher Stimmklang rührte ihn nach der langen, dumpfen Vereinsamung seines Schmerzes und seiner Nacht fast bis zu Tränen, — es entspann sich eine seltsame Liebesgeschichte zwischen den beiden, eine sehr zarte Bindung, gefestigt durch den Klang der Stimme, scheues Streifen der Hände, den Duft des anderen.

Der Zustand der unendlichen Leere und Hoffnungslosigkeit, der Verbitterung, wich langsam. Einer begann dem anderen zu glauben, sonst niemand, denn die anderen hatten das Licht voraus, — man fand sich als gemeinsam Verlassene, reichte sich zögernd, suchend die Hände, — also, die Geschichte endete mit einer Verlobung, einer Heirat.

Als der Krieg zu Ende gegangen, zogen die beiden sich aufs Land zurück; mein Bekannter war vermögend; zwei Mägde bedienten das Anwesen. Man lebte still, es wurde Frühjahr, ein warmer Sommer kam, man fühlte die Sonne, spürte den Geruch der Aecker, man sprach nichts oder wenige Worte, es war noch immer eine verlegene Liebe zwischen den Gatten, sie schämten sich vor einander, daß sie nach einander tasten mußten, um sich zu finden. Spät im Sommer erst, nach einem Gespräch zwischen Duft und Wärme und weitfernen Lauten, begab sich der Mann eines Abends zu seiner Frau und traf sie auf der Schwelle der beiden Zimmer, hier hatte sie viele Nächte auf ihn gewartet; Frauen vergessen schneller ihre Hilflosigkeit, Männer schämen sich ihrer.

Es wurde Herbst, Winter, es stürmte vom Wald her über die Seen, bis an das Haus; die eine Magd lag krank, aber die beiden Gatten liefen durch den Schneesturm, ihm entgegen, hielten sich an den Händen und hatten alles vergessen: Welt, Stadt, Menschen, — beide waren glücklich. Der Mann sagte einmal: „Wie wunderbar, nicht wahr, daß ich blind bin und daß du es auch bist. Es ist mir, als ob ich mein ganzes Leben danach Sehnsucht gehabt hätte, blind zu sein. Nun erst habe ich alles vergessen, was mich unzufrieden und schweren Herzens machte, nur mich sehe ich und dich. Nichts bedrängt mich, nichts lockt mich."

Sie weinten beide vor Glück. Das Zimmer war heiß, der Duft der verbrannten Tannennadeln lag in der Luft.

In der nächsten Woche wurde es durch einen Erbschaftsprozeß nötig, daß der Mann in die Hauptstadt fuhr; es war selbstverständlich, daß die beiden Gatten diese unangenehme Pflicht gemeinsam erledigen wollten, aber zufällig erkrankte die Frau, und ihr Mann mußte allein reisen. In der Hauptstadt verzögerte sich der Prozeß einige Tage, die er im Haus seiner Verwandten verlebte.

In einer größeren Abendgesellschaft lernte er einen berühmten Augenarzt kennen, der

ihm nach flüchtiger Untersuchung mitteilte, daß nach neuen, von ihm erfundenen Methoden die Wiederkehr des Augenlichtes ermöglicht werden könnte. Verschwunden war für den Mann im Rhythmus der Großstadt, im Kreis der Gesellschaft, im Trubel der gehörmäßig aufgenommenen weltstädtischen Möglichkeiten das Glückseligkeitsgefühl der blinden Einsamkeit, und sofort nach Beendigung des Prozesses bat er den Arzt in sein Landhaus. Der Arzt folgte demStufe und machte auch der inzwischen genesenen Frau Hoffnung auf Heilung. Beide Gatten siedelten in die Klinik des Arztes über, und die langwierige Behandlung begann.

Ein grausamer Zufall wollte es, daß, als die Binde von den Augen der Gatten genommen wurde, der Mann schwaches Schimmern von Licht spürte, während das Dunkel um die Augen seiner Frau sich nicht erhellen wollte. Mehr erschreckt als beglückt vernahm er immer wieder auf seine Fragen, daß sie nichts, gar nichts sehen könnte, daß ihr das gleichmäßige, freundliche, dumpfe Dunkel erhalten geblieben sei, während er bald hell und dunkel und immer mehr, bald Konturen einzelner Gegenstände und schließlich diese selbst zu erkennen vermochte. Und nach einiger Zeit war es zweifellos: Das Augenlicht des Mannes sollte gerettet sein, seine Frau blieb blind.

Der Mann saß, genau wie früher, die Stunden und die Tage neben dem Stuhl seiner Frau und hielt ihre Hand. „Siehst du etwas?" fragte sie ihn.

Ja, er sah eine wundervolle Landschaft durch die Fenster; es war Herbst, die bunten Farben des Laubes standen gegen einen stürmischen Himmel voll Kraft und Schönheit. Das Schauspiel ergriff ihn, reizte ihn mitzutun, mitzulaufen mit dem Sturm, im Freien zu atmen, — er antwortete: „Nein, ich sehe auch nichts!"

So viel der Arzt in privaten Besprechungen und seine Verwandten in dringlichen Konferenzen ihn von seiner unglaublichen Marotte, wie sie es nannten, abbringen wollten, um so heftiger blieb er dabei und empfand es als Glück: nicht von seiner Frau verstoßen zu werden, neben ihr zu sitzen, ihre Hand zu halten wie früher. Sie sollte niemals erfahren, daß er nicht auch blind war. Er spielte ihr Komödie vor, mit zuckendem Mund, tastete, obgleich seine Augen lebten, suchte, obgleich er alles finden konnte.

Ein Jahr, nachdem die Gatten aus der Klinik des Arztes entlassen waren und wieder auf ihrem Landhause lebten, bekam die Frau ein Kind. Als man das kleine Geschöpf dem Vater reichte, schrie er auf:

„Blaue, blaue Augen! Es sieht!"

Da begriff die Mutter, die schwach, lächelnd, blind in ihren Kissen gelegen hatte, mit einem Schlage, daß ihr Mann sie betrogen hatte. Sie lächelte weiter, aber ganz kurze Zeit darauf ist sie gestorben, man weiß nicht, ob aus Scham, weil ihr Mann sie betrog, oder ob die Geburt des Kindes ihre Zartheit vernichtet hatte.

—o—

Rote Flecken auf grünem Glas

Eine Erzählung aus Korsika

von Georg Wagener.

Klatschend schlägt die weiße Brandung gegen die zerrissenen Granitfelsen der Punta d'Omignia, und der Westwind trägt feinen, salzigen Sprühregen bis zum alten Genuesenturm herüber. Tiefe Risse klaffen im Gemäuer, und von den festen Gebäuden, die den Wachturm einst umgaben, steht nur ein Mauerwinkel.

Ich weiß nicht, was mich dazu zwingt, den Schutt dort in der Ecke mit dem Messer zu durchwühlen. Doch ich freue mich fast wie ein Kind, als meine Hand eine Glasscherbe findet. Ich säubere sie von Sand und zerfallenem Mörtel. Dann liegt die Scherbe auf meiner Hand. Ein Stück aus einem alten genuesischen Glas, und die Sonne spielt in ihrem Smaragdglanz, der grün leuchtet wie das seichte Wasser des Golfs von Pero.

Da sehe ich dunkle, rote Flecken wie eingelassene Rubine. So dunkel, so stark kann das Rot des Weins von Piana nicht sein, dessen süße Schwere mir noch in den Gliedern liegt. Es ist Blut.

Ich sinne und träume mit offenen Augen. Die Sonne leuchtet in den sprühenden Gischt hinein, und langsam formen sich die Regenbogenfarben zu den Umrissen zweier menschlicher Gestalten. Ein weißer Rock mit rotem Saum flattert im Wind, und die langen Aermel eines grünen Samtwamses legen sich um Frauenschultern. Da weiß ich die Geschichte von den roten Flecken auf grünem Glas.

Fast saßen die Pisaner am Golf, und die Einwohner von Lozzi drüben im Perotal litten nicht unter ihrer milden Herrschaft. Da verlor die Stadt am Arno die Insel an ihre genuesische Todfeindin. Der Rat der Weisen schickte den Nicolo da Levanto nach Korsika, die Insel den Pisanern zu erobern. Der mit Feuer und Schwert zu erobern. Der mit Feuer und Schwert zu erobern. Der mit Genuese ließ den Turm auf der Punta d'Omignia bauen und setzte den schlimmsten Bluthund seines Heeres, den Renegaten Ristoruccio, als Befehlshaber dorthin. Die Einwohner von Lozzi flohen auf die schroffen Abhänge des Capo Riccio hinauf.

Ein Jahr verging. Die Flüchtlinge hausten in Steinhütten zwischen der wuchernden Macchia versteckt und sahen nachts die Wachtfeuer der Feinde längs der verwüsteten Küste leuchten. Die Genuesen hielten Ruhe.

An einem Frühlingsabend stieg Faustina, des Dorfältesten Arrigo Subrini Tochter, zur Bubiaquelle hinunter, um Wasser zu holen. Als sie den gefüllten Tonkrug auf den Kopf heben wollte, stand ein junger Genuese vor ihr. Sie griff nach dem Dolch im Gürtel. Da lächelte der Feind: „Laß die Waffe. Ich kämpfe nicht mit Mädchen." Wortlos setzte Faustina den Krug auf das Kopfkissen und stieg den Abhang hinauf. An einer Wegbiegung wandte sie sich und sah ins Tal hinunter. Da stand der Genuese und blickte ihr nach. Die frohen Züge seines jungen Gesichtes gruben sich in ihr Gedächtnis ein.

Eine Woche lang mied Faustina die Bubiaquelle und holte das Wasser für den Vater und für sich aus dem fernen Chiomital.

Da schmähte sie der Alte eines Abends: „Wo bleibst Du so lange?" Sie wußte nicht, warum sie dem Vater die Wahrheit verschwieg: „Es ist warm, und ich raste auf dem Wege." Am anderen Tage stieg sie wieder ins Bubiatal hinunter.

Die Quelle rauschte und verschlang das Knacken im Unterholz. So stand der Genuese vor Faustina. Sie erschrak, und doch ließ eine unverständliche Freude ihr Herz höher schlagen. „Hast Du Angst vor mir, daß Du mich so lange warten ließest?" — „Eine Korsin kennt keine Angst. Sie meidet nur den Mann aus dem feindlichen Lager." Die Lüge trieb ihr das Blut ins Gesicht, und sie beugte sich über die Quelle. Da stand der Genuese und bot ihr die Hand. „Ich hasse Dich", sagte sie, doch ihre Augen verrieten: „Ich liebe Dich."

Als sie am offenen Herdfeuer kniete und dem Vater das Essen bereitete, fing Arrigo Subrini an: „Antoniotto Montaldo hielt mich heute an. Er will Dich zur Frau." Da fuhr sie herum: „Antoniotto, der Menschen und Tiere quält?" — „Er ist der Stärkste unter uns und hat die größte Herde. Ich habe ihn willkommen geheißen." Faustina schwieg. Die Korsin muß gehorchen.

Der Genuese an der Quelle las die Sorge in ihren Augen: „Was quält Dich?" Sie wollte in ihm noch immer den Feind sehen und erzählte ihm doch ihr Leid: „Ich kann die Frau des Antoniotto nicht werden!" Da lachte er fröhlich: „Wer kann Dich zwingen, wenn ich Dich schütze? Er legte den Arm um weichen grünen Samt um ihre Schulter, und sie wehrte ihm nicht.

Antoniotto Montaldo wartete vergeblich auf die auserkorene Braut. —

Im Hause neben dem Turm auf der Punta d'Omignia waltete Faustina als Frau des jungen Tomasino Boccanegra, der an Ristoruccios Stelle Befehlshaber am Golf von Pero geworden. Seine Liebe ließ sie das Heimweh nach den Bergen und den Haß gegen den Landesfeind vergessen.

Da brachte ein Schiff aus Bonifacio einen Brief vom Statthalter Nicolo da Levanto. Tomasino las ihn mit Kopfschütteln: „Ich höre vom Hauptmann in Porto, daß die Leute aus Lozzi noch immer auf dem Capo Riccio sitzen und unsere Straßen bedrohen. In einem Monat wirst Du mir melden, daß sie alle über die Klinge gesprungen sind." Er barg den Brief im Wams und rüstete zum Zug gegen die Leute von Lozzi.

Er wollte Faustina das Ziel seiner Kriegsfahrt verheimlichen. Denn er wußte, daß die Wahrheit für sie entsetzlich sein würde. Doch sie sah ihm die Lüge vom Gesicht ab: „Betrüge mich nicht. Du ziehst gegen meine Brüder von Lozzi!" Sein Kopf fiel schwer in die Hand: „Ich soll sie vernichten."

Sie sah starr zu ihm hinüber. Dann sagte sie langsam: „Laß den Dienst, laß Genua fahren und flieh mit mir!" — „Nein! Ich kann nicht ehrlos werden." Sie schwieg lange, weil sie sich fürchtete, das Unabwendbare, das Schreckliche auszusprechen. Die Stille lag quälend über beiden.

Da sagte sie leise: „Dann verlierst Du mich." Alle Unentschlossenheit wich von ihm, als das Wort gefallen war. Er stand auf und barg ihren Kopf an seiner Brust: „Nein. Ich will Dich nicht verlieren. Und ich will auch nicht ehrlos werden. Wir haben das höchste Glück genossen. Werfen wir das Leben weg, das uns nur noch trennen kann!" Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Dann füllte er ein grünes Glas mit dem köstlichen Wein von Piana: „Trink, Faustina!" Sie hob lächelnd den Pokal zum Mund, sah ihm über den Rand ins Gesicht und schloß die Augen. Da stieß er ihr den Dolch in die Brust. Sie sank in den Sessel zurück, und ihre toten Finger umschlossen noch das Glas.

Er nahm es ihr aus der Hand und füllte es wieder. Dann leerte er den Pokal bis zur Neige und griff nach dem Dolch. Das Glas zerklirrte am Boden, und Tomasinos Blut tropfte auf die Scherben. —

Das grüne Genuesenglas brennt in meiner Hand, und die roten Flecken leuchten. Da werfe ich die Scherbe über die Klippen, und das Meer verschlingt das Letzte, das an Tomasinos und Faustinas Liebe erinnert.

—o—

Frau Lottes schwerste Stunde

Skizze von Kurt Riedel.

Mein Freund Fritz von Plettenberg-Wengern war ein Prachtkerl, vor allen Dingen ein Mensch, dem das Glück immer auch aus dem dunkelsten Wetterwinkel ungerufen, ungewollt über den Weg lief.

Er hatte einen Beruf, der ihn nicht nur befriedigte, sondern gut ernährte, eine kleine entzückende Frau und, einen allerliebsten Buben von fünf Jahren. Wenn ich hinzu füge, daß er ein gemütliches Heim besaß, nicht knickerig war und nur sehr, sehr mäßig Skat zu spielen verstand, dann dürfte meines Erachtens das Signalement vollständig sein, wenigstens so, daß sich jeder gewöhnliche Mitteleuropäer ein einigermaßen vernünftiges Bild von meinem Freunde machen kann.

Daß Fritz und Lotte ab und zu Meinungsverschiedenheiten rechthaberisch gegeneinander verfochten, will nichts besagen, so etwas kommt überall einmal vor, und auf Regen folgt allemal Sonnenschein, aber das nur nebenbei. —

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold", erwiderte Fritz, rekelte sich bequemer im Klubsessel zurecht, schob die Zigarre vom linken in den rechten Mundwinkel und ließ seine kleine Frau weiter reden.

„Jawohl", trumpfte sie hartnäckig auf, „die Pfingstreise hast Du uns abgeschlagen, aber den Auftrag bei Jürgens & Co. in der Landsberger Allee nicht angenommen. Von dem Verdienst hätten wir uns eine wunderschöne Reise gönnen können."

„Wer meine Preise nicht bezahlen kann", erwiderte Fritz, seinem eben geäußerten Grundsatz untreu werdend, „soll andere mit Aufträgen beglücken, meine Kollegen wollen auch leben.

„Das Honorar, das Jürgens Dir bietet, ist noch nicht das schlechteste . . ."

„Aber es steht in gar keinem Verhältnis zu den Vorteilen, welche die Firma genießt, wenn ich die Organisation ihres Betriebes in die Hand nehme . . ."

„Und Du weißt ja gar nicht . . ."

„Schön, also ich fahre zu Jürgens & Co. nach der Landsberger Allee, einzig und allein, damit Du zu Deiner himmlischen Pfingstreise kommst", sagte Fritz erbost und warf die Zigarre in den Aschenbecher. Dann läutete er sein Büro an und gab Bescheid, daß er zu Jürgens & Co. fahre, also für heute nicht mehr zu sprechen sei. —

„Giftige Krabbe", brummte er, als er den Kurfürstendamm entlang trabte, um das erste beste Auto zu nehmen.

Statt einer Autotaxe begegnete er dem ihm bekannten Direktor eines Bankhauses. „Halloh, halloh, Plettenberg. — Guten Tag, Sie kommen mir wie gerufen. Wenn Sie inzwischen keine Wucherpreise eingeführt haben, müssen Sie mir helfen . . ."

„Gewiß, gewiß — augenblicklich aber . . ."

„Weiß schon, lieber Freund", sagte der alte Direktor jovial, „ich weiß schon Bescheid, das machen wir nicht hier auf dem Kurfürstendamm ab, sondern drüben im Austern-Maier. Das ist eine vertrackte Sache, wissen Sie, na, ich werde Ihnen da die Einzelheiten geben."

Na, dachte Plettenberg, ob nun Jürgens & Co. oder Direktor Alvensleben die Pfingstreise bezahlt, bleibt sich ja gleich. Jedenfalls ist zuerst einmal der Aufenthalt im Austern-Maier angenehmer als die Tour nach der Landsberger Allee.

Direktor Alvensleben war ein alter Fuchs, der immer erst auf Umwegen seinem Ziel zu Leibe rückte. „Wer gut schmiert, der gut fährt", pflegte er in solchen Fällen immer zu behaupten, und je mehr er wollte, je besser er zu fahren gedachte, desto besser begann er vorerst immer zu schmieren. Unter diesen Umständen kam die dritte Flasche Burgunder an die Reihe, ehe Alvensleben sachte, ganz langsam mit seinem Anliegen heraus rückte; denn er wußte, daß Plettenberg im allgemeinen ganz saftige Honorare forderte, daß aber die Gegenleistung des Preises auch wert war.

Nachmittags um vier Uhr wurden die wenigen Bedingungen des neuen Auftrages bei der siebenten Pulle paragraphiert; so genau, so haarscharf, als ob die Beiden Selterwasser getrunken hätten. Da Plettenberg gleich von Anfang an eine etwas übertriebene Forderung gestellt hatte, waren die Preise, auf die man sich einigte, noch ein wenig über dem sonstigen Durchschnitt. —

Inzwischen waren gegen ein Uhr mittags — dreizehn Uhr sagt der moderne Mensch unseres Jahrhunderts — die Zeitungshändler wie die Verrückten durch die Straßen gerannt und hatten ihre Mittags- und Extrablätter im Nu abgesetzt. „Furchtbare Explosion in der Landsberger Allee 164 — zur Zeit 12 Tote, viele Schwerverletzte —" hallte es durch die Straßen.

Während die kleine, reizende Frau von Plettenberg-Wengern noch über das Ziel der künftigen Pfingstreise grübelte, läutete das Telephon Sturm. Das Büro meldete sich, fragte nach Herrn von Plettenberg und gab dann die entsetzliche Kunde des Explosionsunglückes in der Landsberger Allee 164 weiter, in dem doch wahrscheinlich . . .

Entsetzt war Frau Lotte neben dem Hörer nieder gesunken; dann raffte sie sich auf, denn sie war eine kleine, tapfere Frau, die sich nicht so leicht vom Schicksal unterkriegen ließ.

Eine Verbindung mit der Firma Jürgens & Co. ließ sich nicht herstellen, das war ganz natürlich, denn dort war alles in die Luft geflogen. „Hätte ich ihn doch hier behalten!" jammerte sie verzweifelt. Dann stürmte sie hinaus, nahm das erste, beste Auto und fuhr in die unglückselige Gegend, in der . . . entsetzlich!

Weit kam sie nicht. Die Gegend war abgesperrt, Menschenmassen, Polizei, Feuerwehr, Krankenautos, ein fürchterlicher Wirrwarr. Rasch entschlossen fuhr sie einem der Sanitätsautos nach. Im Krankenhaus beruhigte man sie, so gut es ging, dann folgte sie tränenden Auges dem Oberarzt. Viele Tote waren so verstümmelt, daß sie nicht erkannt werden konnten, aber an der Kleidung sah sie, daß ihr Fritz nicht darunter war, auch nicht unter den vielen Verwundeten. Die Ungewißheit wirkte lähmend.

Um fünf Uhr nachmittags endlich gelang dem Oberarzt das Kunststück: Frau Lotte fuhr in Begleitung einer Schwester — sicher ist sicher, hatte der Arzt gemeint — nach Hause. Weinend, fassungslos. „Hätte ich ihn doch nicht gehen lassen!" jammerte sie immer wieder. „Geben Sie mir, bitte, gleich Nachricht, Schwester!" bat sie weinend, dann wankte sie ihrer Wohnung zu.

Sie hatte das Dienstmädchen mit dem Jungen zu Bekannten geschickt. Leise, zitternd schloß sie die Tür auf. „Entsetzlich", jammerte sie wieder, „durch meine Schuld, durch meine Schuld!"

Dann ging sich rasch nach dem Herrenzimmer, um noch einmal mit dem Krankenhause zu telephonieren — „vielleicht?"

Als sie die Tür zum Herrenzimmer öffnete, blieb sie wie entgeistert stehen, sie glaubte Gespenster zu sehen.

„Tag, Lotte", sagte Fritz aus einem der schönen, tiefen Sessel heraus, während er die unvermeidliche Zigarre vom linken in den rechten Mundwinkel schob und mit etwas unsicherer Hand das kleine Gläschen mit Kognak niedersetzte, „Tag, Lotte, also die Pfingstreise . . ."

„Fritz!" schrie Frau Lotte, dann sank sie bewußtlos vor seinem Sessel hin.

„Nanu, nanu", stotterte Fritz, „da kenn' sich einer aus mit den Frauen." Jäh ernüchtert hob er seine liebe, kleine Lotte, seine liebe, dumme, giftige Krabbe auf und brachte sie zu Bett. Er war eben Organisator durch und durch. —

„Versteh' ich nicht", murmelte er dann, „Jürgens — Pfingstreise — Alvensleben — Ohnmacht —, daraus soll der Teufel schlau werden!"

—o—

Paar oder unpaar?

Von Karl Bradell.

Ueber dem Spieltisch brannte die große, grüne Lampe. Der Schirm hüllte den Raum in Dämmerdunkel. In einem breiten, gelben Strahlenbündel strömte das Licht über die polierte Platte und hob die Köpfe der beiden Männer, die sich gegenübersaßen, scharf heraus und beleuchtete das schöne, regelmäßige Gesicht des Gutsherrn, das starke, grobknochige und wenig anziehende Antlitz seines Gastes.

Die silberne Standuhr auf dem Kamin klingelte leise die dritte Morgenstunde.

Der Marquis warf die Zigarette in den Aschenbecher und drückte sie aus, blickte noch einmal in seine Karten und legte sie offen vor sich hin.

„Verloren", sagte er.

„Alles?"

„Alles! Vermögen, Schloß und Gut."

„Ich warnte Sie, Marquis."

Der Gutsherr lächelte müde. „Es ist zwecklos, mich daran zu erinnern, lieber Morin. Wenn Sie mir Revanche anbieten wollten, so könnte ich sie nicht einmal annehmen, da ich nichts mehr dagegen einzusetzen habe."

Morin hob den Kopf mit einer raschen Bewegung, sah den Marquis scharf an.

„Sie sind noch unendlich reich, Marquis."

„Was meinen Sie damit?"

„Sie haben eine sehr schöne Tochter. Sie wissen, daß ich sie liebe und zur Frau begehre . . ."

Der Marquis sprang auf — totenblaß. Sein Arm streckte sich aus, als wollte er dem Gast die Tür weisen. Doch kraftlos ließ er ihn sinken. Er hatte in diesem Hause keine Rechte mehr. Stumm wandte er sich ab.

Morin schnippte die Asche seiner Zigarre in die Marmorschale, die vor ihm stand.

„Es war ein Vorschlag, Marquis. Erinnern Sie sich, daß ich vor wenigen Wochen um die Hand Ihrer Tochter anhielt? Sie wiesen mich ab. Heute liegt der Fall anders. Sie haben Ihr Vermögen verloren, Sie haben die Chance, es wieder zu gewinnen und Ihre Tochter dazu, wenn ich verliere. Ist das ein unehrliches Spiel?"

Der Marquis rührte sich nicht. In seinem Gesicht arbeitete eine starke Erregung. Erbärmlich war es, wenn er auf diesen Vorschlag einging, das wußte er. Und doch . . . konnte es nicht sein, daß sich das Glück ihm zuwandte, daß er das Verlorene zurückgewann und sein Kind nicht herzugeben brauchte? Wenn er aber verlor, dann war Blanche gesichert. Morin war nicht schlecht, er kannte ihn seit Jahren, wie sich Nachbarn kennen, deren Güter aneinander grenzen. Morin liebte Blanche, er würde sie wie seinen kostbaren Besitz halten . . und Blanche mochte ihn gern, auch das wußte er . . .

Der Marquis wandte sich seinem Gast zu, straffte sich. „Gut! . . . Es sei! Spielen wir paar oder unpaar. Hier haben Sie acht Münzen, Morin . . ."

In diesem Augenblick trat Blanche in das Zimmer. Die beiden Männer sahen auf. Morin erhob sich.

„Noch immer beim Spiel?" fragte das Mädchen besorgt und legte einen Arm um die Schulter ihres Vaters.

„Ja, Kind, warum schläfst du nicht?"

„Ich war so unruhig, Papa. Ist hier etwas vorgefallen?"

Der Marquis blickte zu Morin hinüber. Einen Atemzug lang trafen sich ihre Augen, dann sagte der Gutsherr:

„Ja, Blanche, es ist etwas vorgefallen. Dein Vater hat alles verspielt, was er besaß, jetzt hat er nur noch dich und ist im Begriff, die Todsünde zu begehen, sein einziges Kind als Einsatz zu halten."

„Wer machte diesen Vorschlag? fragte das junge Mädchen ernst.

„Ich", antwortete Morin.

Blanche senkte den Kopf. „Ihr seid wenigstens ehrlich," sagte sie leise, „und darum will ich nicht mit Euch rechten. Ich erkläre mich einverstanden, Papa, und ich will so unparteiisch sein, daß ich weder dir, noch Herrn Morin Glück wünsche. Gute Nacht!"

Morin sprang von seinem Stuhl auf. „Nein, bleiben Sie! Das Spiel ist im Augenblick entschieden, Sie selbst sollen Richter sein."

Er warf unter dem Tisch ein paar Münzen in eine Schale und zeigte sie Blanche. Es waren fünf Franestücke.

„Paar oder unpaar?" fragte er den Marquis.

Der schloß die Augen, die Muskeln seines Gesichtes zuckten, dann öffnete er die Lippen.

„Paar!" sagte er.

Morin hob die Schale auf den Tisch, in der sechs Franestücke lagen.

„Sie haben gewonnen, Marquis", antwortete er, stand auf, verbeugte sich stumm und schritt zur Tür.

Blanche wollte ihn zurückrufen, ihn zur Rede stellen, aber Morin wandte sich um, legte den Finger auf die Lippen und deutete auf den Marquis. Da begriff sie und schwieg. Sie hatte den Mann verstanden, der von Anfang an gewillt gewesen war, ihrem Vater mit der Revanche, die er ihm anbot, das Verlorene zurückzugeben. Daß er sich selbst damit ein Herz gewonnen hatte, das wußte Morin freilich noch nicht.

—o—

„Das Mirakel"

Historische Skizze

von H. Goeppert-Harlingerode.

Es war am 12. August des Jahres 1733. Ein schöner Tag! Die Sonne lachte. Und da auch gerade und ausnahmsweise mal kein Krieg tobte, so gab's Grund genug, sich von Herzen des Lebens zu freuen.

Trotzdem kamen Christel Staffhorst und Radchen Seiler die Lägeriege in dem friedlichen Dorfe Bümtheim herunter und prahlten. Dabei fuchtelten sie mit den Armen ganz gefährlich in der Luft herum. Sie waren aufgeregt, die beiden! Sollte es deswegen sein, weil dem Vernehmen nach in der Lägeriege die Pannekauken nur auf einer Seite gebacken wurden? Aber daran hätten sich doch die Männer, die immerhin ihre runden 50 Jahre auf dem Buckel hatten, so sachte gewöhnen können!

Und in der Tat: Es ging nicht um die Pannekauken, sondern um das Weibervolk! Man kann dem Vorgang vielleicht am besten gerecht werden, wenn man einräumt, daß die beiderseitigen Partnerinnen in wunderbarer Uebereinstimmig die beiderseitigen Partner an die Luft gesetzt hatten. Unter Anwendung von Gewalt. Zufolge Besenstil. Außerdem waren sie blau, die Männer. An diesem sonnenhellen Morgen um sechs Uhr. Hierbei muß für besorgte Seelen festgestellt werden, daß sotaner schwankender Zustand aus dem Richtefeste des Hauses Nummer 74 sozusagen hervor ging und daß die Sonne mit Pünktlichkeit um 4 Uhr 38 empor gestiegen war.

Christel und Radchen gestikulierten sich bis zu den drei Linden am Gemeindeplatz. Sie unterhielten sich leider nicht darüber, daß der Preußenkönig die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte, sondern sie schimpften Gift und grüne Bohnen auf Dorichen und Anneken.

Alsdann marschierten sie in erstaunlichen Arabesken und südwestlicher Richtung bergwärts, legten sich am Waldrand hin, hielten vorpurzelte, eine sehr schöne Ansprache und schnarchten plötzlich mit gewaltigem Getöse.

Die Sonne, die linde Sommerluft und der satte Ruch fruchtschwerer Felder, der von der Ebene herüberstrich, deckten sie gütevoll zu. —

Fünf Stunden schliefen sie. Dann erwachten sie, gähnten umfangreich, richteten sich auf und stierten einander an. Ziemlich lange. Erstaunt.

Schließlich erkannten sie sich, rieben sich noch ein bissel die Augen, sahen, daß die Sonne nahe der Mittagshöhe stand, und erhoben sich. Man sagt das so einfach: Sie erhoben sich!

In Wirklichkeit drehten sich diese beiden auf den Bauch, reckten die Sitzflächen steil und vergeblich gen Himmel und sackten wieder zusammen. Vielemale. Endlich krochen sie zu einer geduldigen Fichte und krabbelten sich daran empor. Sie sahen aus wie Waschbären, die Honig riechen.

Darauf verständigten sie sich durch einen Blick, wandten der bewohnten und von vielen Annekens und Dorichens verseuchten Ebene verächtlich den Rücken und stiegen sachte und zielbewußt über den Elfenstein und den Breitenberg zum großen Ahrensberg hinauf. Seitwärts am Hange, ganz im Walde, ferne von Faustrecht und Besenstil, lag da ein Forsthaus. Die Frau Hegemeisterin war eine freundliche Dame. Und selbst da oben galt es als urdeutsch und christlich, die Durstigen zu tränken. Also stellte sie ihnen auf ihr Verlangen und gegen gute Groschen eine irdene Kruke hin und zwei breite, niedrige Holzbecher. Christel und Radchen tranken. Schnell genug wurde die dicke Kruke leer. Aber zuletzt griffen sie doch schon manchmal neben die Becher. Denn da standen auf einmal viere! Donnerwetter! Viere? Sie tappten herzhaft in den Spuk und tappten meistens daneben. Und wenn sie ihre acht Fäuste . . . O! Sie strichen wütend zwei Kruken und vier Becher von zwei Tischen . . . Hilfe! Hexerei! Sie schwankten empor und trudelten mit gesträubten Haaren der Ebene zu.

Sie trabten auch ein bissel falsch. Es ist gar nicht verwunderlich, daß sie auf einmal im Tale der Oker waren. Da verschnauften sie, schüttelten den Schweiß von den Stirnen und hoben dankbare Augen zum Him . . . Heiliger Brahmaputra! Warumwarum war denn das? Zwei leibhaftige, runde, weiße, heiße Sonnen!

Christel und Radchen zitterten vor Angst. Sie zwinkerten. Drehten die Köpfe. Und auch